



Folklore-Pop boomt
Der Männerchor
«Heimweh» stürmt die
Hitparade **61**

Buchmarkt Schweiz
Das sind die sieben
Grossbaustellen im
Buchhandel **63**

Sie würden das Raubgut ja gerne zurückgeben

Museen in ganz Europa stehen wegen
Objekten aus der kolonialen
Vergangenheit unter Beschuss. Wie sieht
es in der Schweiz aus? **Von Gerhard Mack**

Der Räuber war Diplomat. Edmond Rochette war in Schweizer Diensten in Japan tätig und sammelte Asiatika. Er liess sein Haus offen, nachts brachte man ihm Gegenstände. Wenn ihm am nächsten Tag etwas gefiel, bezahlte er. Um 1890 kaufte er so einen gestohlenen Hausaltar aus Kyoto. Kurz darauf kamen Mönche aus einem Kloster und forderten das Diebesgut zurück. Nach dem Sturz des Feudalregimes ging die Regierung gegen den Buddhismus vor, die Klöster kämpften ums Überleben. Edmond Rochette wusste das. Dennoch gab er den Hausaltar nicht heraus. Der Schrein war schliesslich das beste Stück seiner Sammlung.

Der Fall zeigt deutlich, warum in Europa seit einiger Zeit eine heftige Auseinandersetzung um den Umgang mit Kulturgütern aus der Zeit des Kolonialismus tobt: Da wurden Objekte an sich genommen, abgeluchst, geraubt, die für die Besitzer wichtig waren. Das Thema köchelte schon lange und kam prominent auf die Tagesordnung, als der französische Präsident Emmanuel Macron Ende 2017 in Burkina Faso die Rückgabe von Kulturgütern nach Afrika ankündigte und den senegalesischen Ökonomen Feldwine Sarr und die Pariser Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy mit einem Bericht dazu beauftragte. Der lag ein Jahr später vor. Seither gehen die Wogen hoch. Sie stellen darin alles unter den Generalverdacht des unrechtmässigen Besitzes, was aus der Kolonialzeit aus Afrika in den Westen kam. Ihre Schrift «Zurückgeben» fordert eine Umkehrung der Beweislast: Westliche Museen müssen den rechtmässigen Erwerb belegen oder die Objekte zurückgeben.

Boris Wastiau kennt die Problematik zur Genüge. Er leitet das Ethnografische Museum Genf, in seinem Haus befindet sich der beschriebene japanische Hausaltar, und er sagt unumwunden: «Wir haben eine Reihe solch problematischer Objekte und für diese ein Forschungsprogramm aufgelegt, das fragt, wie man damit umgehen soll.» Dennoch geht er zu Saar und Savoy

auf Distanz: «Was mich stört, ist nicht die Forderung nach Restitution, sondern ihre Haltung. Saar und Savoy tun so, als hätten sich westliche Museen vor ihnen nicht mit dem Kolonialismus und Fragen des unrechtmässigen Erwerbs auseinandergesetzt. Und das ist einfach nicht richtig.»

Der Genfer Museumschef ist gewissermassen der Mister Provenienzforschung der europäischen Ethnologie und fühlt sich in seiner Ehre als Wissenschaftler gekränkt. Vor zwanzig Jahren hat er bereits eine Ausstellung über die Gewalt des kolonialistischen Sammelns im Kongo gemacht. Damals arbeitete er in Belgien am Königlichen Museum für Zentralafrika und setzte sich mit der Hinterlassenschaft der Kolonialmacht auseinander. Seit 2009 leitet er das Ethnografische Museum Genf und hat es zu einer der Vorbildinstitutionen im Umgang mit seinen Sammlungen gemacht: «Jedes Objekt hat eine soweit irgend möglich vollständige Provenienz über seine Erwerbsumstände und Geschichte.»

Vor allem aber lehnt er die Behauptung ab, Museen wollten Objekte nicht zurückgeben. Das trifft zumindest auf die Schweizer Museen nicht zu. Rückgabe ist für keines der Häuser ein Problem. Von St. Gallen über Basel bis Genf tönt es gleich: Wir geben zurück, wenn wir angefragt werden. «Das ist ein Thema der Medien; ich werde am meisten nach Rückgaben gefragt und habe noch keine Anfrage dazu bekommen», sagt denn auch Mareile Flitsch, die das Völkerkundemuseum Zürich seit 2008 leitet. Die Museen haben ein anderes Problem: Sie erhalten keine Anfragen auf Rückgabe. Und sie vermissen die Chance, darüber in einen Dialog mit den Herkunftsländern zu treten. Wastiau sagt deutlich: «Rückgaben sind für uns überhaupt nichts Neues. Im Gegenteil, wir hätten gerne Anfragen dazu.» (siehe Interview)

Gleichwohl distanziert sich in der Schweiz niemand so deutlich von Sarr und Savoy wie Wastiau. In St. Gallen spricht Sammlungsleiter Achim Schäfer von einer «Streitschrift,



Eines von vielen Objekten aus dem britischen Raubzug gegen das Königreich Benin 1897: Gedenkkopf für Königinmutter Iyoba aus dem Völkerkundemuseum St. Gallen.

die man in den Alltag übersetzen» müsse. Andreas Isler vom Völkerkundemuseum Zürich findet die Debatte wichtig, weil sie die «Bedeutung von Objekten als historischen Zeugen» hervorhebt. Und Samuel Bachmann, der am Bernischen Historischen Museum für die ethnografischen Sammlungen zuständig ist, schätzt den Schub, den die öffentliche

Diskussion der postkolonialen Forschung gibt: «Da ist ein neues Bewusstsein entstanden, dass wir uns auch in der Schweiz verstärkt den Verstrickungen von Schweizern in die Kolonialzeit widmen müssen. Das ist ein Aufbruch.» Überall spürt man eine diffuse Mischung aus Erleichterung und Schuldbewusstsein. Eine Art moralischen Appell, der ohne Moralinsäure auskommen will.

Denn genau das trübt den Blick: Wer von ideologischer oder moralischer Warte aus in die Vergangenheit schaut, produziert dunkle Flecken. «Beurteilungen müssen fundiert sein», sagt Esther Tisa. Sie hat in den neunziger Jahren für die Bergier-Kommission zu NS-Raubkunst in der Schweiz geforscht und kümmert sich seit zehn Jahren am Museum Rietberg in Zürich um die Provenienzen der Sammlung. «Wir bewegen uns bei ethnografischen Sammlungen in einem kolonialen Kontext. Auch in der Schweiz. Das will niemand negieren. Aber was heisst das genau? Wir müssen bei jedem Objekt genau hinschauen, woher es kommt, wie es erworben wurde, wer der Sammler war und wie es in unsere Sammlung gekommen ist. Da gibt es kein Schwarz-Weiss.» Diesen konkreten Blick will sie derzeit mit einer Intervention in der Sammlung vermitteln.

Bei einem Rundgang verweist sie auf eine Wächterfigur aus einem hinduistischen Tempel aus Indien. Sie gehörte einmal zu einem Skulpturenensemble und

«Es ist ein Bewusstsein entstanden, dass wir uns den Verstrickungen von Schweizern in die Kolonialzeit widmen müssen. Ein Aufbruch.»

Fortsetzung Seite 58

Von einem Genfer Diplomaten 1890 nachts abtransportiert: aus einem buddhistischen Kloster entwedeter Hausaltar, heute im Ethnografischen Museum Genf.



Sie würden ...

Fortsetzung von Seite 57

wurde dort herausgebrochen. Die Spuren sind auf der Rückseite noch zu sehen, ebenso wie die alte Inventarnummer der Sammlung Eduard von der Heydts. Der Museumsstifter hat sie um 1930 von dem Pariser Kunsthändler Ching Tsai Loo erworben, der wiederum von Gabriel Jouveau-Dubreuil beliefert wurde. Der Archäologe und Naturwissenschaftler unterrichtete in Südindien am Collège Français, erforschte die indische Architektur, machte sie in Europa bekannt und weckte Interesse auch an Versatzstücken aus verlassenen Tempelanlagen. Er war Wissenschaftler, Sammler und Händler in einer Person. Welche Geschichte will man heute mit der Wächterfigur erzählen: die der Figur, des Hinduismus, der Provenienz? Ist hier Unrecht geschehen? Rückgabeforderungen wurden nie gestellt, Raub gab es hier keinen.

Boris Wastiau sieht in dieser Mélange des kolonialen Zeitalters den generellen Kontext der Sammlungen: «Die meisten Objekte kamen vor dem Ende des Kolonialismus in die Sammlungen, auch in der Schweiz. Das waren oft Ingenieure, Handelsleute und Missionare, die Sammlungen anlegten oder im Auftrag von kolonialen Agenturen an Museen Objekte vermittelten.»

Wie umfassend das auf die kolonialen Gebiete selbst wirkte, zeigt eine Ausstellung zur Rolle von Schweizer Missionaren, die das Museum in Lausanne zusammen mit dem Ethnografischen Museum in Neuenburg erstellt hat: Pflanzen, Tiere, Flüsse und Berge erhielten neue Namen, sogar Zugehörigkeiten von Gemeinschaften wurden neu bestimmt und Grenzen neu gezogen, alles nach Kategorien, die die Missionare aus ihrer westlichen Weltanschauung mitbrachten. «Bekehrung war mit Europäisierung verbunden», sagt Kurator Lionel Pernet.

Britischer Raubzug

Aber selbst klare Fälle für Restitutionen erweisen sich schnell als kompliziert. Ein Paradebeispiel, das seit Jahren diskutiert wird, sind die sogenannten Benin-Bronzen. 1897 brannten britische Soldaten als Vergeltungsaktion die Hauptstadt des damaligen Königreichs Benin im heutigen Nigeria nieder und raubten, was sie mitnehmen konnten. Tausende von Objekte überschwemmten den Antiquitätenhandel. Die Elfenbeinarbeiten und Metallgüsse zählten schon damals zu den herausragenden künstlerischen Äusserungen aus Afrika. «Es gab einen regelrechten Wettbewerb um die besten Stücke», sagt Anna Schmid, die Direktorin des Museums der Kulturen in Basel.

Da verwundert es nicht, dass viele westliche Museen Objekte aus dem Königtum Benin haben. Auch in der Schweiz. Oft von unterschiedlicher Qualität und Provenienz. So hat etwa das Historische und Völkerkundemuseum St. Gallen einen Metallkopf. In Basel befinden sich ebenso wie im Museum Rietberg mehrere Stücke, um nur ein paar Häuser zu nennen. «Es ist allen klar, dass hier ein Unrechtszusammenhang vorliegt», sagt Esther Tisa. Und alle sind bereit, Stücke aus dem Raub zurückzugeben.

Dennoch zeigen gerade die Benin-Bronzen ein zentrales Problem im Umgang mit Objekten aus kolonialen Zusammenhängen: Es fehlt ein gemeinsamer Code of Conduct. Bei Benin befinden sich die zentralen Bestände aus der Plünderung von 1897 in den grossen Museen in London, Paris und Berlin. Die haben 2010 den sogenannten Benin-Dialog etabliert, um einen Rahmen für einen sinnvollen Umgang mit den Objekten zu schaffen. Wer ist berechtigt, solche einzufordern und in Empfang zu nehmen? Darüber



Wächterfigur aus einem indischen Tempel, die über einen Archäologen an einen Pariser Händler gelangte und um 1930 von Eduard von der Heydt gekauft wurde. Heute steht sie im Museum Rietberg, Zürich.

herrscht im heutigen Nigeria immer noch keine Einigkeit und schon gar nicht zwischen den involvierten Ländern und Museen. Die juristische Situation ist ein Chaos.

Die Museen mit kleinen Beständen warten ab, bis die grossen sich auf einen Handlungsrahmen geeinigt haben. Dazu gehören auch die Schweizer Museen. Das Rietberg-Museum hat für seine mutmasslichen drei Objekte aus dem britischen Raubzug noch genauso wenig eine Anfrage erhalten wie die Museen in St. Gallen oder Basel. Dabei stehen bei allen die fraglichen Objekte auf den frei zugänglichen Webseiten der Museen. «Wir schliessen uns einer Regelung an», sagt Achim Schäfer in St. Gallen. Manche hätten gerne eine Vorgabe analog zu den Washingtoner Prinzipien für Raubkunst aus der NS-Zeit. Dann gäbe es einen internationalen Rahmen um zu handeln. Anna Schmid verweist auf die Richtlinien des Internationalen Museumsverbandes ICOM.

Ihre Position haben die Direktorinnen und Direktoren der Ethnologischen Museen im deutschsprachigen Raum im Mai in der sogenannte Heidelberger Stellungnahme dargelegt. Ohne mediales Getöse fordern die Unterzeichner darin, die «Beziehungen zwischen Menschen» in den Vordergrund zu stellen. Sie sprechen von Urhebern von Objekten, die deren Vertretern zurückgegeben werden sollen, wo diese das wünschen. Sie fordern, aktiv Transparenz und Zugang zu Informationen herzustellen und Wissen zu teilen. Kultureller Austausch auf

Nur durch Teilen und Vertrauen wird es gelingen, das kolonialistische Zeitalter in seinen Widersprüchlichkeiten zu verstehen.

Augenhöhe ist das Ziel. Objekte sind ein Mittel, ihn herzustellen.

Das muss nicht immer eine Rückgabe sein. Oft ziehen Urhebergesellschaften einen Austausch vor. So berichtet Anna Schmid von zwei Grabfiguren, die der damalige Direktor des Museums der Kulturen 1949 von der indonesischen Insel Sumba mitbrachte. Er war gerade am Verpacken, als alte Männer sie zurückforderten, weil sie gestohlen seien. Er überredete sie mit Stoff und einem Kilo Tabak. «Als 1980 ein Mitarbeiter des Museums nach Sumba reiste und erklärte, man würde die Objekte zurückgeben, wiesen die Nachfahren das ab. Sie zogen es vor, mit den Fotos neue Figuren herzustellen.»

Wie dieser Austausch aussehen kann, zeigt das Museum Rietberg. Das Haus pflegt seit zehn Jahren eine Kooperation mit dem Palastmuseum in Fumban in Kamerun. In Workshops werden mit den dortigen Partnern Restaurierungstechniken entwickelt, die man mit den Materialien vor Ort ausführen kann. Das reicht von gerundeten Kleiderbügeln, die die Textilien vor scharfen Knicken schützen, bis Transportverfahren, die dazu beitragen, dass Ritualobjekte sicherer zwischen Museum und Zeremonien bewegt werden können. Die Wiederbelebung traditioneller Handwerkstechniken zur Restaurierung zählt ebenso dazu wie die Sensibilisierung für die Sammlungsgeschichte. Auch die afrikanischen Museen kennen von vielen Objekten ihre Provenienz nicht. «Wir haben bei dieser Arbeit immer wieder gehört, dass Restitution zwar ein wichtiges Thema ist, aber nicht im Vordergrund steht. Man wünscht sich Kooperationen für den Erhalt des kulturellen Erbes vor Ort», sagt Michaela Oberhofer, die das Projekt betreut.

Damit dieser Austausch gelingen kann, und nicht zuletzt auch, damit Objekte an ihre Urheber zurückgegeben werden können, braucht es Information. Je zugänglicher die Bestände der westlichen Museen für die Ursprungsländer der Objekte werden, desto besser können sie ihre Interessen einbringen. Mareile Flitsch spricht von der Notwendigkeit einer «digitalen Transformation» der Schweizer ethnografischen Institutionen und verweist auf Erfolge, die damit erzielt werden können. So fertigt man von Ausstellungen in Zürich 360-Grad-Dokumente an und stellt diese Indigenen zur Verfügung. Gemeinschaften in Surinam, die aus ehemaligen geflohenen Sklaven der südamerikanischen Kolonie hervorgegangen sind, verwenden das Material in der Schule.

Wissensspeicher für die Menschheit

In einem anderen Fall besuchte eine Indianerin von der nordamerikanischen Westküste das Völkerkundemuseum, um an Objekten alte Flechttechniken ihres Volkes zu studieren. Sie nahm digitales Anschauungsmaterial mit, um die alte Fertigkeit in der Schule zu unterrichten. Mareile Flitsch spricht da von «digitaler Repatriierung». Das Museum erfüllt mithilfe neuer digitaler Techniken seine Aufgabe des Bewahrens und Dokumentierens oft fragiler Objekte und Lebensverhältnisse. Es ist da im ganz unmittelbaren Sinn Speicher von Wissen für die Menschheit, es bietet darüber hinaus aber auch eine kulturpolitische Chance: Unter dem Motto «sharing objects building trust» können zwischen Ländern Brücken gebaut werden.

Wie gut das funktioniert, zeigt ein einfaches Beispiel aus St. Gallen. Das relativ kleine Völkerkundemuseum geht im Wesentlichen auf St. Galler Kaufleute und Reisende zurück, die in die Heimat schickten oder mitbrachten, was sie in der Welt bemerkenswert fanden. Darunter befindet sich auch ein Seelenholz, ein sogenanntes Tjurunga, der Aborigines. Die australischen Ureinwohner sagen ihm besondere spirituelle Kräfte nach, die verheerend wirken können, wenn es von

Schwierige Restitution

90%

aller Kulturobjekte Afrikas südlich der Sahara befinden sich laut Sarr/Savoy ausserhalb des Kontinents.

3

von 16 Objekten aus dem Königreich Benin in den Beständen des Rietberg-Museums stammen vermutlich aus dem britischen Raubfeldzug von 1897.

0

Anfragen nach Rückgabe von Objekten hat das Völkerkundemuseum Zürich in den letzten zehn Jahren erhalten.



den falschen gesehen wird, vor allem Frauen gelten als gefährdet. Mitglieder des entsprechenden Stammes sahen die Abbildung des Objekts auf der Website und kontaktierten Achim Schäfer mit der Bitte, sie vom Netz zu nehmen. Hier ist das Internet global verbindend. Schäfer sieht denn auch die Digitalisierung von Sammlungen als die Aufgabe seiner Generation: «An einem kleinen Haus wie unserem komme ich leider nicht dazu, wirklich Forschung zu den Objekten zu betreiben, aber wir schaffen die Voraussetzung dafür, dass die nächste Generation das kann, und dass sie das im Verein mit den Indigenen auf eine viel breitere Basis stellen kann.»

Das braucht aber auch ein finanzielles Engagement der Schweizer Kulturpolitik.



FOTO: OMAR LEIME, MUSEUM DER KULTUREN BASEL

Wenn der Schweizerische Nationalfonds ein Digitalisierungsprojekt des Völkerkundemuseums Zürich ablehnt, ist das bezeichnend für den steinigen Weg vieler Museen. Wenn Samuel Bachmann vom Bernischen Historischen Museum davon spricht, dass Geldgeber mehr Interesse an Blockbustern haben als an Provenienzforschung, verkennen sie die diplomatischen Chancen, die auch für die Politik darin liegen: Bachmann ist es mit dem Austausch von digitalisierter Information, einer Konferenz und Kontakten vor Ort gelungen, gemeinsam ein differenzierteres Bild von der Rolle von Schweizern während der Niederschlagung des Herero-Aufstandes durch die deutsche Kolonialmacht im heutigen Namibia zu vermitteln.

Wie schnell Vertrauen wieder verspielt ist, zeigte sich, als der «Tages-Anzeiger» dieses Frühjahr fälschlicherweise schrieb, das Berner Museum besitze zwei Herero-Schädel. Sofort kam die Nachfrage aus Namibia, ob diese Information stimme. Ein Missverständnis, das schnell in Misstrauen hätte umschlagen können. Nur durch Teilen und Vertrauen wird es gelingen, das kolonialistische Zeitalter in seinen Widersprüchlichkeiten und seinen Verstrickungen zu verstehen und daraus etwas zu lernen für heute: ein Miteinander auf Augenhöhe. Von beiden Seiten, ohne unangebrachte Schuldvorwürfe, ohne falsche Scham. Dann dürfte auch die Zeit für diplomatische Extratouren mit Kulturgütern abgelaufen sein.

Derzeit im Basler Museum der Kulturen in der Ausstellung «Wissensdrang trifft Sammelwut» zu sehen: Grabfigur von der indonesischen Insel Sumba, 1949 vom Ethnologen Alfred Bühler für Tuch und Tabak abgehandelt.

Zukunftskonzept aus Genf

«Austausch ist uns wichtiger als Objekte»

Boris Wastiau, der Direktor des Ethnografischen Museums in Genf, wehrt sich gegen Vorwürfe, Museen würden Rückgaben behindern. Er entwickelt neue Konzepte.

NZZ am Sonntag: Herr Wastiau, der senegalesische Ökonom Felwine Sarr und die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy haben die Diskussion um Kulturgüter, die sich aus der Kolonialzeit in westlichen Museen befinden, neu entfacht. Wie reagieren Sie darauf?

Boris Wastiau: Diese Aussage ist so nicht ganz zutreffend. Es gab vor den beiden schon postkoloniale Forschung zum Zeitalter des Kolonialismus. Ebenso eine Provenienzforschung zu Objekten aus dieser Periode. Sarr und Savoy haben da nichts Neues hinzugefügt. «The Scramble for Art in Central Africa», das erste Buch über den Raub afrikanischer Sammlungen erschien 1998, einzelne Studien gehen bis in die 1980er Jahre zurück. Viele Museen und Kuratoren haben immer wieder Objekte aus Kolonialsammlungen zurückgegeben. Da muss man nicht so tun, als würde nichts passieren.

Das sind doch aber Einzelfälle.

Das kann man so nicht sagen. Bisher wurden über eine Million Objekte zurückgegeben. Alleine 600 000 davon in den USA. Dänemark gab 85 000 an Grönland zurück. Oft sind es kleine Objekte, die keinen hohen Marktwert haben, aber für die jeweiligen Völker kulturell oder spirituell wichtig sind.

Welche Folgen hat das für die Museen gehabt? In Europa fürchtet man leere Vitrinen.

Das ist aus meiner Sicht schwer nachvollziehbar. Die Depots sind in aller Regel voll, vieles können die Museen gar nicht zeigen. In den USA ist es so, dass ein Bundesgesetz den First Nations die kulturellen Rechte an solchen Objekten zuspricht, auch wenn sie sie nicht im juristischen Sinn besitzen. Und was ist danach passiert? Meistens bedankten sich die Indianer bei den Museen für die gute Pflege, baten darum, den Objekten eine Information zuzufügen, die sagt, wie sie ins Museum gelangt sind, und holten sie vielleicht einmal im Jahr ab, um sie für eine kulturelle Zeremonie zu verwenden. Danach brachten sie sie wieder zurück.

Was sagen Sarr und Savoy dazu?

Es gehe ihnen um Afrika. Und wenn ich nachfrage, sie sollen mir konkrete Beispiele für Afrika nennen, bei denen westliche Museen sich gegen Anfragen sperren, weichen sie aus. Ich habe elf Jahre am Königlichen Museum für Zentralafrika in Tervuren bei Brüssel gearbeitet, das als Kolonialmuseum gegründet wurde. Das kleine Belgien war mit Belgisch-Kongo eine koloniale Grossmacht. Ich kenne die Lage in Afrika.

Gegen das Museum in Tervuren gab es bei seiner Wiedereröffnung im Dezember Proteste.

Es beherbergt viele Objekte mit ungeklärten Provenienzen. Hier gibt es noch viel zu tun. Entsprechend haben Aktivisten Forderungen nach Rückgaben gestellt. Das gab viel Lärm, brachte inhaltlich nichts Neues.

Wieso gab es dann diese Proteste?

Weil die breite Öffentlichkeit diese Forschung anscheinend nie zur Kenntnis genommen hat.

Sie waren dort Kurator. Warum gibt es die Probleme noch immer?

Manche kuratorischen Aufgaben wurden in Tervuren in den 2000er Jahren nicht fortgesetzt. Das betraf den Kontakt mit Historikern. Hinzu kommt, dass Provenienzforschung immer noch oft in akademischen Kreisen und ohne die Ursprungsländer statt-

Boris Wastiau



Der 1970 geborene Belgier war nach Studien in Brüssel, Portugal und England elf Jahre lang Kurator am Königlichen Museum für Zentralafrika in Belgien und leitet

seit 2009 das Ethnografische Museum in Genf, dessen Neubau er 2014 eröffnete. Er ist ein ausgewiesener Kenner Afrikas und lehrte an der Universität Genf.

findet. Es gibt keine öffentliche Debatte. Das ist aber ein generelles Problem, auch in Genf.

Wie sieht es bei Ihnen mit Rückgaben aus?

Wir sind das erste Museum in der Schweiz, das schon in den frühen 1990er Jahren Maori-Köpfe nach Neuseeland zurückgegeben hat. Ohne Anfrage. Rückgaben sind für uns überhaupt nichts Neues. Im Gegenteil, wir hätten gerne Anfragen dazu.

Wieso das denn?

Wenn wir Anfragen hätten, könnten wir in einen Dialog eintreten. Leider haben wir keine einzige erhalten, seit ich hier bin. Austausch ist uns viel wichtiger als Objekte. Wir reagieren übrigens nicht auf eine öffentliche Diskussion, wie Sie am Anfang angedeutet haben. Wir gehen voran!

Inwiefern?

Wir haben ein neues Museumskonzept für die Jahre 2020 bis 2024 entwickelt, das auf interkulturelle Kontakte setzt und von Nationen über NGO bis zu lokalen Gemeinschaften und Wissenschaftlern viele verschiedene Perspektiven in Ausstellungen einbindet. Wir wollen das Museum dekolonialisieren und aufzeigen, wie ethnografische Sammlungen vom Kolonialismus geprägt sind. Und wir versuchen, unsere Objekte zu aktivieren. So wird beispielsweise unsere Sammlung aus Musikinstrumenten restauriert und Musikern zugänglich gemacht. Stradivaris werden auch nicht in Museumsvitrinen gestellt, sondern bei Konzerten eingesetzt. So bleiben die Dinge für die Gegenwart lebendig.

Interview: Gerhard Mack

ANZEIGE

